

Feldexperimente Basler Fasnacht

Texte zur Ausstellung

Markthalle Basel
07. — 21.04.2017

Maija Annikki Savolainen, Olaf Breuning, Katja Brunner, Martin Chramosta, Irenka Kalicka, Kuttlebutzer, Marko Mikael Marila, Camilo Pachón, Sybren Renema, Stella, Alti Stainlemer, Jessica Wolfelsperger

Mit Texten von Naomi Gregoris, Salome Hofer, Pia Inderbitzin, Michael Luisier, Thilo Mangold, Michel Massmünster, Thierry Moosbrugger, Boris Nikitin, Michelle Steinbeck und Lucien Stöcklin

Kuratiert von Benedikt Wyss

Heutzutage treten zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler an der Basler Fasnacht kaum in Erscheinung. Im Gegensatz zu früher, sagt man – etwa als Jean Tinguely 1974 im Kampf für eine freie und wilde Fasnacht das organisierende Comité auf dem Marktplatz mit Russ und Federn sinnbildlich in die Luft jagte. Sodell! Kunst- und Fasnachtsszene sollen damals nicht die heutigen Berührungsgängste gekannt haben. Die Ausstellung Feldexperimente: Basler Fasnacht untersucht das Potential einer Tradition, die trotz ihrer Codiertheit einen einzigartigen Freiraum darstellt. Dabei handelt es sich um die erste Gruppenausstellung, die die Basler Fasnacht mit künstlerischen Positionen untersucht. Was soll, kann, darf, ja muss so eine Fasnacht?

Eingeladene Künstlerinnen und Künstler, allesamt keine Fasnächtler_innen, besuchten die diesjährige Fasnacht, um ihre persönlichen Antworten zu suchen. Ihre Experimente haben sie in Arbeiten übersetzt, die in der Ausstellung mit bestehenden Werken kombiniert werden. Ergänzt wird die Anordnung durch originale Artefakte, Bilder und Fotografien der seit den 70er-Jahren die Grenzen der Narrenfreiheit suchenden Traditionsclique Alti Stainlemer und eben der Kuttlebutzer, die über Jahrzehnte für eine wilde und freie Fasnacht kämpften.

Programm Vernissage vom 7. April 2017

**17.30 Kevin Klapka (Piccolo) und
Fabian Egger (Basler Trommel)**
18.00 Die Aabrennte (Schnitzelbank)

Produktion: Basler Dokumentartage 2017. Bau: Bravo Ricky Innenarchitektur. Technik: Zeisch Eventagentur, Sportmuseum Schweiz. **Danke:** Basler Dokumentartage, Bravo Ricky, Zeisch Eventmaterial, Markthalle Basel, Boris Nikitin, Thomas Keller, die Sammlungen Kevin Klapka & Lucien Stöcklin, Christoph Schön, Walti Büchler Trommelbau, Claudio Vogt/Kunsthalle Basel, Philippe Karrer, Sportmuseum Schweiz, Michael Luisier, Thilo Mangold, Sandra Lichtenstern, Nicolas Chiaradia, Christoph Meneghetti, Clara Becker, Angela Zehnder Knight, Christoph Gloor, Johannes Willi, Daniel Karrer u.v.m.

Feldexperimente Basler Fasnacht

Texte zur Ausstellung

Markthalle Basel
07. — 21.04.2017

Maija Annikki Savolainen, Olaf Breuning, Katja Brunner, Martin Chramosta, Irenka Kalicka, Kuttlebutzer, Marko Mikael Marila, Camilo Pachón, Sybren Renema, Stella, Alti Stainlemer, Jessica Wolfelsperger

Mit Texten von Naomi Gregoris, Salome Hofer, Pia Inderbitzin, Michael Luisier, Thilo Mangold, Michel Massmünster, Thierry Moosbrugger, Boris Nikitin, Michelle Steinbeck und Lucien Stöcklin

Kuratiert von Benedikt Wyss

Heutzutage treten zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler an der Basler Fasnacht kaum in Erscheinung. Im Gegensatz zu früher, sagt man – etwa als Jean Tinguely 1974 im Kampf für eine freie und wilde Fasnacht das organisierende Comité auf dem Marktplatz mit Russ und Federn sinnbildlich in die Luft jagte. Sodell! Kunst- und Fasnachtsszene sollen damals nicht die heutigen Berührungsgängste gekannt haben. Die Ausstellung Feldexperimente: Basler Fasnacht untersucht das Potential einer Tradition, die trotz ihrer Codiertheit einen einzigartigen Freiraum darstellt. Dabei handelt es sich um die erste Gruppenausstellung, die die Basler Fasnacht mit künstlerischen Positionen untersucht. Was soll, kann, darf, ja muss so eine Fasnacht?

Eingeladene Künstlerinnen und Künstler, allesamt keine Fasnächtler_innen, besuchten die diesjährige Fasnacht, um ihre persönlichen Antworten zu suchen. Ihre Experimente haben sie in Arbeiten übersetzt, die in der Ausstellung mit bestehenden Werken kombiniert werden. Ergänzt wird die Anordnung durch originale Artefakte, Bilder und Fotografien der seit den 70er-Jahren die Grenzen der Narrenfreiheit suchenden Traditionsclique Alti Stainlemer und eben der Kuttlebutzer, die über Jahrzehnte für eine wilde und freie Fasnacht kämpften.

Programm Vernissage vom 7. April 2017

**17.30 Kevin Klapka (Piccolo) und
Fabian Egger (Basler Trommel)**
18.00 Die Aabrennte (Schnitzelbank)

Produktion: Basler Dokumentartage 2017. Bau: Bravo Ricky Innenarchitektur. Technik: Zeisch Eventagentur, Sportmuseum Schweiz. **Danke:** Basler Dokumentartage, Bravo Ricky, Zeisch Eventmaterial, Markthalle Basel, Boris Nikitin, Thomas Keller, die Sammlungen Kevin Klapka & Lucien Stöcklin, Christoph Schön, Walti Büchler Trommelbau, Claudio Vogt/Kunsthalle Basel, Philippe Karrer, Sportmuseum Schweiz, Michael Luisier, Thilo Mangold, Sandra Lichtenstern, Nicolas Chiaradia, Christoph Meneghetti, Clara Becker, Angela Zehnder Knight, Christoph Gloor, Johannes Willi, Daniel Karrer u.v.m.

Feldexperimente Basler Fasnacht

Texte zur Ausstellung

Markthalle Basel
07. — 21.04.2017

Maija Annikki Savolainen, Olaf Breuning, Katja Brunner, Martin Chramosta, Irenka Kalicka, Kuttlebutzer, Marko Mikael Marila, Camilo Pachón, Sybren Renema, Stella, Alti Stainlemer, Jessica Wolfelsperger

Mit Texten von Naomi Gregoris, Salome Hofer, Pia Inderbitzin, Michael Luisier, Thilo Mangold, Michel Massmünster, Thierry Moosbrugger, Boris Nikitin, Michelle Steinbeck und Lucien Stöcklin

Kuratiert von Benedikt Wyss

Heutzutage treten zeitgenössische Künstlerinnen und Künstler an der Basler Fasnacht kaum in Erscheinung. Im Gegensatz zu früher, sagt man – etwa als Jean Tinguely 1974 im Kampf für eine freie und wilde Fasnacht das organisierende Comité auf dem Marktplatz mit Russ und Federn sinnbildlich in die Luft jagte. Sodell! Kunst- und Fasnachtsszene sollen damals nicht die heutigen Berührungsgängste gekannt haben. Die Ausstellung Feldexperimente: Basler Fasnacht untersucht das Potential einer Tradition, die trotz ihrer Codiertheit einen einzigartigen Freiraum darstellt. Dabei handelt es sich um die erste Gruppenausstellung, die die Basler Fasnacht mit künstlerischen Positionen untersucht. Was soll, kann, darf, ja muss so eine Fasnacht?

Eingeladene Künstlerinnen und Künstler, allesamt keine Fasnächtler_innen, besuchten die diesjährige Fasnacht, um ihre persönlichen Antworten zu suchen. Ihre Experimente haben sie in Arbeiten übersetzt, die in der Ausstellung mit bestehenden Werken kombiniert werden. Ergänzt wird die Anordnung durch originale Artefakte, Bilder und Fotografien der seit den 70er-Jahren die Grenzen der Narrenfreiheit suchenden Traditionsclique Alti Stainlemer und eben der Kuttlebutzer, die über Jahrzehnte für eine wilde und freie Fasnacht kämpften.

Programm Vernissage vom 7. April 2017

**17.30 Kevin Klapka (Piccolo) und
Fabian Egger (Basler Trommel)**
18.00 Die Aabrennte (Schnitzelbank)

Produktion: Basler Dokumentartage 2017. Bau: Bravo Ricky Innenarchitektur. Technik: Zeisch Eventagentur, Sportmuseum Schweiz. **Danke:** Basler Dokumentartage, Bravo Ricky, Zeisch Eventmaterial, Markthalle Basel, Boris Nikitin, Thomas Keller, die Sammlungen Kevin Klapka & Lucien Stöcklin, Christoph Schön, Walti Büchler Trommelbau, Claudio Vogt/Kunsthalle Basel, Philippe Karrer, Sportmuseum Schweiz, Michael Luisier, Thilo Mangold, Sandra Lichtenstern, Nicolas Chiaradia, Christoph Meneghetti, Clara Becker, Angela Zehnder Knight, Christoph Gloor, Johannes Willi, Daniel Karrer u.v.m.

Alles ist in Ordnung

Nach der Fasnachts- und Karnevalstheorie geht es in der Fasnacht um eine temporäre Umkehrung der Verhältnisse. Für drei Tage ist der Idiot der König und der König der Idiot.

In einem ritualisierten Rahmen - und was ist das Ritual anderes als eine vereinbarte Verbindung von Zeit und Raum? - wird «die Sau rausgelassen» und das Chaos gefeiert. Im definierten Rahmen wird der Rahmen gesprengt.

Dieses Jahr schien auf merkwürdige Weise der Rahmen schon im Vorfeld gebrochen zu sein. Der Karneval fand und findet in der Realität bereits schon statt. Die Verhältnisse sind durcheinander, frei nach dem ehemaligen Chef der Deutschen Bank, Rolf Breuer, der in seinen Betrieb läuft und sagt: Ab jetzt wird hier nichts mehr zur Ruhe kommen.

Oder Steve Bannon, dieser geniale, diabolische Spieler mit höchstem Rang in der amerikanischen Regierung. Die Polemik, der Irrwitz, die Provokation, das Spiel mit der Wirklichkeit und der Fiktion sind nicht mehr das Privileg eines gerahmten ästhetischen Rituals. Sie sind das Prinzip des Wettbewerbs. Die Grenzen werden nicht temporär überschritten. Sie werden irreparabel geknackt. Der Rahmen ist gebrochen und die Satire fließt nun über in die Realität.

Das hat einen merkwürdigen Effekt. Als ich dieses Jahr am Dienstag Abend mit meiner Mitbewohnerin durch die Fasnacht laufe, empfinden wir beide etwas ähnliches: dieses spielerische Chaos, das Verkleiden, das Aussetzen des öffentlichen Verkehrs, das bunte Durcheinander – das alles wirkt plötzlich wie die Illusion einer gesunden Stadtgemeinschaft in einem gesunden öffentlichen Raum.

Für einen Moment wirkt plötzlich wieder alles an seinen richtigen Platz gerückt. Wo für drei Tage der verletzte Rahmen wieder aufgerichtet wird, innerhalb dessen Ränder sich die Dinge fügen und für einen Moment alles wieder in Ordnung ist.

Eine Umkehrung der Umkehrung der Verhältnisse.

Boris Nikitin
Kurator der Basler Dokumentartage, Regisseur

Alles ist in Ordnung

Nach der Fasnachts- und Karnevalstheorie geht es in der Fasnacht um eine temporäre Umkehrung der Verhältnisse. Für drei Tage ist der Idiot der König und der König der Idiot.

In einem ritualisierten Rahmen - und was ist das Ritual anderes als eine vereinbarte Verbindung von Zeit und Raum? - wird «die Sau rausgelassen» und das Chaos gefeiert. Im definierten Rahmen wird der Rahmen gesprengt.

Dieses Jahr schien auf merkwürdige Weise der Rahmen schon im Vorfeld gebrochen zu sein. Der Karneval fand und findet in der Realität bereits schon statt. Die Verhältnisse sind durcheinander, frei nach dem ehemaligen Chef der Deutschen Bank, Rolf Breuer, der in seinen Betrieb läuft und sagt: Ab jetzt wird hier nichts mehr zur Ruhe kommen.

Oder Steve Bannon, dieser geniale, diabolische Spieler mit höchstem Rang in der amerikanischen Regierung. Die Polemik, der Irrwitz, die Provokation, das Spiel mit der Wirklichkeit und der Fiktion sind nicht mehr das Privileg eines gerahmten ästhetischen Rituals. Sie sind das Prinzip des Wettbewerbs. Die Grenzen werden nicht temporär überschritten. Sie werden irreparabel geknackt. Der Rahmen ist gebrochen und die Satire fließt nun über in die Realität.

Das hat einen merkwürdigen Effekt. Als ich dieses Jahr am Dienstag Abend mit meiner Mitbewohnerin durch die Fasnacht laufe, empfinden wir beide etwas ähnliches: dieses spielerische Chaos, das Verkleiden, das Aussetzen des öffentlichen Verkehrs, das bunte Durcheinander – das alles wirkt plötzlich wie die Illusion einer gesunden Stadtgemeinschaft in einem gesunden öffentlichen Raum.

Für einen Moment wirkt plötzlich wieder alles an seinen richtigen Platz gerückt. Wo für drei Tage der verletzte Rahmen wieder aufgerichtet wird, innerhalb dessen Ränder sich die Dinge fügen und für einen Moment alles wieder in Ordnung ist.

Eine Umkehrung der Umkehrung der Verhältnisse.

Boris Nikitin
Kurator der Basler Dokumentartage, Regisseur

Alles ist in Ordnung

Nach der Fasnachts- und Karnevalstheorie geht es in der Fasnacht um eine temporäre Umkehrung der Verhältnisse. Für drei Tage ist der Idiot der König und der König der Idiot.

In einem ritualisierten Rahmen - und was ist das Ritual anderes als eine vereinbarte Verbindung von Zeit und Raum? - wird «die Sau rausgelassen» und das Chaos gefeiert. Im definierten Rahmen wird der Rahmen gesprengt.

Dieses Jahr schien auf merkwürdige Weise der Rahmen schon im Vorfeld gebrochen zu sein. Der Karneval fand und findet in der Realität bereits schon statt. Die Verhältnisse sind durcheinander, frei nach dem ehemaligen Chef der Deutschen Bank, Rolf Breuer, der in seinen Betrieb läuft und sagt: Ab jetzt wird hier nichts mehr zur Ruhe kommen.

Oder Steve Bannon, dieser geniale, diabolische Spieler mit höchstem Rang in der amerikanischen Regierung. Die Polemik, der Irrwitz, die Provokation, das Spiel mit der Wirklichkeit und der Fiktion sind nicht mehr das Privileg eines gerahmten ästhetischen Rituals. Sie sind das Prinzip des Wettbewerbs. Die Grenzen werden nicht temporär überschritten. Sie werden irreparabel geknackt. Der Rahmen ist gebrochen und die Satire fließt nun über in die Realität.

Das hat einen merkwürdigen Effekt. Als ich dieses Jahr am Dienstag Abend mit meiner Mitbewohnerin durch die Fasnacht laufe, empfinden wir beide etwas ähnliches: dieses spielerische Chaos, das Verkleiden, das Aussetzen des öffentlichen Verkehrs, das bunte Durcheinander – das alles wirkt plötzlich wie die Illusion einer gesunden Stadtgemeinschaft in einem gesunden öffentlichen Raum.

Für einen Moment wirkt plötzlich wieder alles an seinen richtigen Platz gerückt. Wo für drei Tage der verletzte Rahmen wieder aufgerichtet wird, innerhalb dessen Ränder sich die Dinge fügen und für einen Moment alles wieder in Ordnung ist.

Eine Umkehrung der Umkehrung der Verhältnisse.

Boris Nikitin
Kurator der Basler Dokumentartage, Regisseur

Bonbons, die niemand lutscht

Die ersten Vorboten: Stacheldraht auf den Tramhaltestellen, Plakettenverkäufer in den Kaufhauseingängen, Papiergirlanden in den Coiffeurschaufenstern. Täglich Marschübungen im Kindergarten.

Die Fasnacht sei humoristische Ereignisform. Die Fasnacht sei Ventilsitte. Die Fasnacht ist Wichsvorlage für Traditionalisten. Der Kurator sendet eine lange E-Mail mit dem Betreff «Tips for Basler Fasnacht», eine Reihe Dos and Don'ts. Die «codierte Grenzüberschreitung» ist wegen ihrem Normenkatalog doch gar keine Grenzüberschreitung. Wenn, dann eher ein Grenzenverschieben. Alles ist erlaubt, solange Du's nicht tust. Oder solange Du nicht der erste bist, der es tut. Wers trotzdem tut, geht das Risiko ein, auf- oder abzufallen.

Teilnehmende Beobachtung scheint also die einzig mögliche Form des Fasnachtsgangs. Eine Gratwanderung mit Widersprüchen. Schlechten Witzen über den Guggenmusik-Chic und die Stilllosigkeit der Wagencliquenprolls steht der eigene Morgenstreich im Alkoholdunst gegenüber. Direkt vom Chienbäse, von der Bauernfasnacht, grob, stinkig, archaisch.

Der Basler Fasnachtsmythos, geprägt von Dialektobsession und Traditionalismus, negiert das Primitive. Warum integriert er es nicht? Die angekündigte Aufhebung der gesellschaftlichen Schranken wird am Morgenstreich umgehend von einer neuen Hierarchie abgelöst: Der Tambour gilt, der Tourist nicht, die Revolution bleibt Andeutung, verkommt zur Phrase.

Das Volksfest der Doch-Nie-Revolution zieht seine Grenzen auch sichtbar zwischen Aktiven und Passiven. Mitmachen versus Nichtmitmachen. Mehr Abgrenzung als Entgrenzung. Eine Minderheit erhält überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit – indem sie sich als Mehrheit inszeniert. 18'000 Fasnachtsmachende besetzen Innenstadt und Medien. Die Mehrheit der Menschen in Basel interessiert sich aber höchstens am Rand für dieses Brauchtum.

Das Publikum am Fasnachtsdienstag an der Schifflände: Randgruppen-Schmelztiegel. Kinder, Touristen, Behinderte, Schlagermusik. Später eine Schlägerei im Kleinbasel: Eine Frau wird von der Beizerin an den Haaren aus dem Lokal geschleift. Wieder Distinktion durch Frotzeln. Wieder Widerspruch, unser Endstreich besoffen bei McDonald's.

Was bleibt von der Fasnacht? Das Pfeifen im Ohr. Die paar Hängengebliebenen in der Ochsen-gasse. Die Tüten voller Bonbons, die niemand lutscht. Die vertrocknete Mimose neben dem Spühlrog. Die Erkenntnis: Es reicht nicht, Satire in Verse zu verpacken. Die Vorfreude auf die Fasnachtsrevolution 2018. Echte Vorfreude. Denn die Fasnacht 2017 war schön.

Thilo Mangold
Soziologe, Einzelmaske

Bonbons, die niemand lutscht

Die ersten Vorboten: Stacheldraht auf den Tramhaltestellen, Plakettenverkäufer in den Kaufhauseingängen, Papiergirlanden in den Coiffeurschaufenstern. Täglich Marschübungen im Kindergarten.

Die Fasnacht sei humoristische Ereignisform. Die Fasnacht sei Ventilsitte. Die Fasnacht ist Wichsvorlage für Traditionalisten. Der Kurator sendet eine lange E-Mail mit dem Betreff «Tips for Basler Fasnacht», eine Reihe Dos and Don'ts. Die «codierte Grenzüberschreitung» ist wegen ihrem Normenkatalog doch gar keine Grenzüberschreitung. Wenn, dann eher ein Grenzenverschieben. Alles ist erlaubt, solange Du's nicht tust. Oder solange Du nicht der erste bist, der es tut. Wers trotzdem tut, geht das Risiko ein, auf- oder abzufallen.

Teilnehmende Beobachtung scheint also die einzig mögliche Form des Fasnachtsgangs. Eine Gratwanderung mit Widersprüchen. Schlechten Witzen über den Guggenmusik-Chic und die Stilllosigkeit der Wagencliquenprolls steht der eigene Morgenstreich im Alkoholdunst gegenüber. Direkt vom Chienbäse, von der Bauernfasnacht, grob, stinkig, archaisch.

Der Basler Fasnachtsmythos, geprägt von Dialektobsession und Traditionalismus, negiert das Primitive. Warum integriert er es nicht? Die angekündigte Aufhebung der gesellschaftlichen Schranken wird am Morgenstreich umgehend von einer neuen Hierarchie abgelöst: Der Tambour gilt, der Tourist nicht, die Revolution bleibt Andeutung, verkommt zur Phrase.

Das Volksfest der Doch-Nie-Revolution zieht seine Grenzen auch sichtbar zwischen Aktiven und Passiven. Mitmachen versus Nichtmitmachen. Mehr Abgrenzung als Entgrenzung. Eine Minderheit erhält überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit – indem sie sich als Mehrheit inszeniert. 18'000 Fasnachtsmachende besetzen Innenstadt und Medien. Die Mehrheit der Menschen in Basel interessiert sich aber höchstens am Rand für dieses Brauchtum.

Das Publikum am Fasnachtsdienstag an der Schifflände: Randgruppen-Schmelztiegel. Kinder, Touristen, Behinderte, Schlagermusik. Später eine Schlägerei im Kleinbasel: Eine Frau wird von der Beizerin an den Haaren aus dem Lokal geschleift. Wieder Distinktion durch Frotzeln. Wieder Widerspruch, unser Endstreich besoffen bei McDonald's.

Was bleibt von der Fasnacht? Das Pfeifen im Ohr. Die paar Hängengebliebenen in der Ochsen-gasse. Die Tüten voller Bonbons, die niemand lutscht. Die vertrocknete Mimose neben dem Spühlrog. Die Erkenntnis: Es reicht nicht, Satire in Verse zu verpacken. Die Vorfreude auf die Fasnachtsrevolution 2018. Echte Vorfreude. Denn die Fasnacht 2017 war schön.

Thilo Mangold
Soziologe, Einzelmaske

Bonbons, die niemand lutscht

Die ersten Vorboten: Stacheldraht auf den Tramhaltestellen, Plakettenverkäufer in den Kaufhauseingängen, Papiergirlanden in den Coiffeurschaufenstern. Täglich Marschübungen im Kindergarten.

Die Fasnacht sei humoristische Ereignisform. Die Fasnacht sei Ventilsitte. Die Fasnacht ist Wichsvorlage für Traditionalisten. Der Kurator sendet eine lange E-Mail mit dem Betreff «Tips for Basler Fasnacht», eine Reihe Dos and Don'ts. Die «codierte Grenzüberschreitung» ist wegen ihrem Normenkatalog doch gar keine Grenzüberschreitung. Wenn, dann eher ein Grenzenverschieben. Alles ist erlaubt, solange Du's nicht tust. Oder solange Du nicht der erste bist, der es tut. Wers trotzdem tut, geht das Risiko ein, auf- oder abzufallen.

Teilnehmende Beobachtung scheint also die einzig mögliche Form des Fasnachtsgangs. Eine Gratwanderung mit Widersprüchen. Schlechten Witzen über den Guggenmusik-Chic und die Stilllosigkeit der Wagencliquenprolls steht der eigene Morgenstreich im Alkoholdunst gegenüber. Direkt vom Chienbäse, von der Bauernfasnacht, grob, stinkig, archaisch.

Der Basler Fasnachtsmythos, geprägt von Dialektobsession und Traditionalismus, negiert das Primitive. Warum integriert er es nicht? Die angekündigte Aufhebung der gesellschaftlichen Schranken wird am Morgenstreich umgehend von einer neuen Hierarchie abgelöst: Der Tambour gilt, der Tourist nicht, die Revolution bleibt Andeutung, verkommt zur Phrase.

Das Volksfest der Doch-Nie-Revolution zieht seine Grenzen auch sichtbar zwischen Aktiven und Passiven. Mitmachen versus Nichtmitmachen. Mehr Abgrenzung als Entgrenzung. Eine Minderheit erhält überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit – indem sie sich als Mehrheit inszeniert. 18'000 Fasnachtsmachende besetzen Innenstadt und Medien. Die Mehrheit der Menschen in Basel interessiert sich aber höchstens am Rand für dieses Brauchtum.

Das Publikum am Fasnachtsdienstag an der Schifflände: Randgruppen-Schmelztiegel. Kinder, Touristen, Behinderte, Schlagermusik. Später eine Schlägerei im Kleinbasel: Eine Frau wird von der Beizerin an den Haaren aus dem Lokal geschleift. Wieder Distinktion durch Frotzeln. Wieder Widerspruch, unser Endstreich besoffen bei McDonald's.

Was bleibt von der Fasnacht? Das Pfeifen im Ohr. Die paar Hängengebliebenen in der Ochsen-gasse. Die Tüten voller Bonbons, die niemand lutscht. Die vertrocknete Mimose neben dem Spühlrog. Die Erkenntnis: Es reicht nicht, Satire in Verse zu verpacken. Die Vorfreude auf die Fasnachtsrevolution 2018. Echte Vorfreude. Denn die Fasnacht 2017 war schön.

Thilo Mangold
Soziologe, Einzelmaske

Quo vadis?

Zwischen samtene Harlekinkostümen, virtuos Pfeifergruppen und schrillen Klängen der Guggemusik sei sie zu finden, die mutige, politische, satirische Basler Fasnacht.

Verglichen mit anderen Fasnachtstraditionen wird die unsrige oft ihrer kritischen Tiefe wegen gefeiert. Zu Recht? Leben wir die Narrenfreiheit? Schöpfen wir den Rahmen aus? Wie weit darf man gehen? Trauen wir uns? Während internationale Künstler couragiert die aktuelle Weltlage hinterfragen und damit für Furore sorgen, hinkt Frau Fasnacht doch nur müde hinterher. Glänzt immer hübscher in edlen Stöffchen und erinnert uns immer süsslicher an venezianischen Karneval. Belanglose Cliques und abgedroschene Schnitzelbankverse obendrauf.

Doch zwischen all den Pokémon, dem ewigen FCB und tausend Zürcherversen verstecken sie sich: die Juwelen der Basler Fasnacht. Mit genügend Glück oder Zeit findet man sie: Die riesigen Laternen mit bösen Karikaturen. Die Schnitzelbänke, die in bissigen Versen spitzzünftig abrechnen. Mit einer Pointe, die ihr Publikum wirklich nur noch leer schlucken lässt – statt entspannt lachen, mit Schenkelklopfen. Die scharfsinnigen Rahmenstücke an Vorfasnachtsveranstaltungen, die der vorfreudigen Gesellschaft in der ersten Reihe den Spiegel direkt ins Gesicht drückt. Mit etwas Glück trifft man – insbesondere am wilden Fasnachtsdienstag – auf Einzelmasken, die sich mit ihren originellen, mal abstrakten, mal absurden Strassenszenen gekonnt über uns Betrachter lustig machen. Und auf diese Weise die lebendige Fasnachtstradition weiterentwickeln.

Die Besonderheit und Subtilität der Basler Fasnacht steht und fällt nicht damit, sich möglichst nah an Grenzen zu bewegen. Oder über sie hinauszuschiessen, sie zu sprengen. Für all ihre Facetten scheint aber ein Kriterium zu gelten: Bei einer geistreichen Umsetzung gelingt die Kombination aus Ernst und Witz.

Oder, einen grossen Fasnächtler zitierend: «An der Fasnacht hört der Spass auf.»

Lucien Stöcklin
Schnitzelbänkler und Pfeifer

Quo vadis?

Zwischen samtene Harlekinkostümen, virtuos Pfeifergruppen und schrillen Klängen der Guggemusik sei sie zu finden, die mutige, politische, satirische Basler Fasnacht.

Verglichen mit anderen Fasnachtstraditionen wird die unsrige oft ihrer kritischen Tiefe wegen gefeiert. Zu Recht? Leben wir die Narrenfreiheit? Schöpfen wir den Rahmen aus? Wie weit darf man gehen? Trauen wir uns? Während internationale Künstler couragiert die aktuelle Weltlage hinterfragen und damit für Furore sorgen, hinkt Frau Fasnacht doch nur müde hinterher. Glänzt immer hübscher in edlen Stöffchen und erinnert uns immer süsslicher an venezianischen Karneval. Belanglose Cliques und abgedroschene Schnitzelbankverse obendrauf.

Doch zwischen all den Pokémon, dem ewigen FCB und tausend Zürcherversen verstecken sie sich: die Juwelen der Basler Fasnacht. Mit genügend Glück oder Zeit findet man sie: Die riesigen Laternen mit bösen Karikaturen. Die Schnitzelbänke, die in bissigen Versen spitzzünftig abrechnen. Mit einer Pointe, die ihr Publikum wirklich nur noch leer schlucken lässt – statt entspannt lachen, mit Schenkelklopfen. Die scharfsinnigen Rahmenstücke an Vorfasnachtsveranstaltungen, die der vorfreudigen Gesellschaft in der ersten Reihe den Spiegel direkt ins Gesicht drückt. Mit etwas Glück trifft man – insbesondere am wilden Fasnachtsdienstag – auf Einzelmasken, die sich mit ihren originellen, mal abstrakten, mal absurden Strassenszenen gekonnt über uns Betrachter lustig machen. Und auf diese Weise die lebendige Fasnachtstradition weiterentwickeln.

Die Besonderheit und Subtilität der Basler Fasnacht steht und fällt nicht damit, sich möglichst nah an Grenzen zu bewegen. Oder über sie hinauszuschiessen, sie zu sprengen. Für all ihre Facetten scheint aber ein Kriterium zu gelten: Bei einer geistreichen Umsetzung gelingt die Kombination aus Ernst und Witz.

Oder, einen grossen Fasnächtler zitierend: «An der Fasnacht hört der Spass auf.»

Lucien Stöcklin
Schnitzelbänkler und Pfeifer

Quo vadis?

Zwischen samtene Harlekinkostümen, virtuos Pfeifergruppen und schrillen Klängen der Guggemusik sei sie zu finden, die mutige, politische, satirische Basler Fasnacht.

Verglichen mit anderen Fasnachtstraditionen wird die unsrige oft ihrer kritischen Tiefe wegen gefeiert. Zu Recht? Leben wir die Narrenfreiheit? Schöpfen wir den Rahmen aus? Wie weit darf man gehen? Trauen wir uns? Während internationale Künstler couragiert die aktuelle Weltlage hinterfragen und damit für Furore sorgen, hinkt Frau Fasnacht doch nur müde hinterher. Glänzt immer hübscher in edlen Stöffchen und erinnert uns immer süsslicher an venezianischen Karneval. Belanglose Cliques und abgedroschene Schnitzelbankverse obendrauf.

Doch zwischen all den Pokémon, dem ewigen FCB und tausend Zürcherversen verstecken sie sich: die Juwelen der Basler Fasnacht. Mit genügend Glück oder Zeit findet man sie: Die riesigen Laternen mit bösen Karikaturen. Die Schnitzelbänke, die in bissigen Versen spitzzünftig abrechnen. Mit einer Pointe, die ihr Publikum wirklich nur noch leer schlucken lässt – statt entspannt lachen, mit Schenkelklopfen. Die scharfsinnigen Rahmenstücke an Vorfasnachtsveranstaltungen, die der vorfreudigen Gesellschaft in der ersten Reihe den Spiegel direkt ins Gesicht drückt. Mit etwas Glück trifft man – insbesondere am wilden Fasnachtsdienstag – auf Einzelmasken, die sich mit ihren originellen, mal abstrakten, mal absurden Strassenszenen gekonnt über uns Betrachter lustig machen. Und auf diese Weise die lebendige Fasnachtstradition weiterentwickeln.

Die Besonderheit und Subtilität der Basler Fasnacht steht und fällt nicht damit, sich möglichst nah an Grenzen zu bewegen. Oder über sie hinauszuschiessen, sie zu sprengen. Für all ihre Facetten scheint aber ein Kriterium zu gelten: Bei einer geistreichen Umsetzung gelingt die Kombination aus Ernst und Witz.

Oder, einen grossen Fasnächtler zitierend: «An der Fasnacht hört der Spass auf.»

Lucien Stöcklin
Schnitzelbänkler und Pfeifer

Grau in Grau in Grau

Tatort Münsterplatz, Fasnachtstienstag, abends um neun: Hampe Wessels, grölend auf dem Göppel. Baschi Dürr, schwitzend zwischen Dienstschlitten. Donald Trump, als trampelnder Affe. Doris Leuthard mit löchrigem Blick im durchlöchernten Kleid. Die Baselbieter Regierung als Schatten ihrer selbst und Johann Schneider-Ammann als krankmachender Redner zum Tag der Kranken.

Lauscht man in die Nacht hinein, kann man sie hämisch lachen hören: Frau Fasnacht. Und das ist gut so. Dass echte oder vermeintliche Berühmtheiten auf Laternenwänden und Helgen verzerrt, wirr und überzeichnet dargestellt werden, gehört zur Basler Fasnacht dazu. Gerade jetzt, gerade heute. Wer Fahrradfahrer fördert und Autofahrer fordert, wer den Diensthabenden im Dienst den Dienstwagen ausserdienstlich nutzen lässt, wer zum Tag der Kranken selbst mit vermeintlich fünfzig Grad Fieber traurig in die Kamera startt und wer zum Tag des grössten Schweizer Lochs im Löcherkleid erscheint, ist aus Basler Sicht entweder brillant in der Selbstvermarktung oder aber hoffnungslos ironiefreudig. Denn: Wenn am Morgestraich um vier Uhr in der Früh das Licht ausgeht (wenn ich vor lauter Freudentränen nicht mehr pfeifen kann), werden genau diese Persönlichkeiten und ihre Anekdoten ausgeleuchtet. Beleidigt sein sollen jene, die nicht gezeigt werden. Sie waren offenbar kein Thema in den vergangenen dreihundertzweiundsechzig Tagen.

In Zeiten, in denen alle jederzeit freiwillig ihre Gesichter und andere Körperteile im Netz präsentieren und in einer regelrechten Kommentartüte kommentieren und beleidigen, tut Überzeichnung und Persiflage richtig gut. Denn, so böse Karikaturen auch sein können und so überspitzt die Fasnacht sich auch zeigen mag: Dahinter stecken nicht Hass und Anklage, sondern vielmehr die sarkastische Betrachtung der Realität, die drei Tage lang aufzeigt und aufweckt. Am Donnerstag um vier Uhr in der Früh beginnt das Vergessen und Verzeihen, und nachtragend ist Frau Fasnacht nie. Wer sich nun um den eigenen Persönlichkeitsschutz Sorgen macht, soll aus dem Schatten treten, die Türe des Dienstwagens zuschlagen, vom Göppel aus Parkplätze malen und am Tag der Kranken mit einem Lächeln starten.

Oder einfach gesagt: Grau in Grau im Grau verschwinden, damit d' Frau Fasnacht einen nicht sieht! So erscheint man wohl kaum auf einer Laternenwand, geschweige denn auf einem Helgen. Ausser, man ist ein Basler Kunstmuseumsneubau.

Salome Hofer

Grossrätin und Obfrau einer Jungen Garde

Grau in Grau in Grau

Tatort Münsterplatz, Fasnachtstienstag, abends um neun: Hampe Wessels, grölend auf dem Göppel. Baschi Dürr, schwitzend zwischen Dienstschlitten. Donald Trump, als trampelnder Affe. Doris Leuthard mit löchrigem Blick im durchlöchernten Kleid. Die Baselbieter Regierung als Schatten ihrer selbst und Johann Schneider-Ammann als krankmachender Redner zum Tag der Kranken.

Lauscht man in die Nacht hinein, kann man sie hämisch lachen hören: Frau Fasnacht. Und das ist gut so. Dass echte oder vermeintliche Berühmtheiten auf Laternenwänden und Helgen verzerrt, wirr und überzeichnet dargestellt werden, gehört zur Basler Fasnacht dazu. Gerade jetzt, gerade heute. Wer Fahrradfahrer fördert und Autofahrer fordert, wer den Diensthabenden im Dienst den Dienstwagen ausserdienstlich nutzen lässt, wer zum Tag der Kranken selbst mit vermeintlich fünfzig Grad Fieber traurig in die Kamera startt und wer zum Tag des grössten Schweizer Lochs im Löcherkleid erscheint, ist aus Basler Sicht entweder brillant in der Selbstvermarktung oder aber hoffnungslos ironiefreudig. Denn: Wenn am Morgestraich um vier Uhr in der Früh das Licht ausgeht (wenn ich vor lauter Freudentränen nicht mehr pfeifen kann), werden genau diese Persönlichkeiten und ihre Anekdoten ausgeleuchtet. Beleidigt sein sollen jene, die nicht gezeigt werden. Sie waren offenbar kein Thema in den vergangenen dreihundertzweiundsechzig Tagen.

In Zeiten, in denen alle jederzeit freiwillig ihre Gesichter und andere Körperteile im Netz präsentieren und in einer regelrechten Kommentartüte kommentieren und beleidigen, tut Überzeichnung und Persiflage richtig gut. Denn, so böse Karikaturen auch sein können und so überspitzt die Fasnacht sich auch zeigen mag: Dahinter stecken nicht Hass und Anklage, sondern vielmehr die sarkastische Betrachtung der Realität, die drei Tage lang aufzeigt und aufweckt. Am Donnerstag um vier Uhr in der Früh beginnt das Vergessen und Verzeihen, und nachtragend ist Frau Fasnacht nie. Wer sich nun um den eigenen Persönlichkeitsschutz Sorgen macht, soll aus dem Schatten treten, die Türe des Dienstwagens zuschlagen, vom Göppel aus Parkplätze malen und am Tag der Kranken mit einem Lächeln starten.

Oder einfach gesagt: Grau in Grau im Grau verschwinden, damit d' Frau Fasnacht einen nicht sieht! So erscheint man wohl kaum auf einer Laternenwand, geschweige denn auf einem Helgen. Ausser, man ist ein Basler Kunstmuseumsneubau.

Salome Hofer

Grossrätin und Obfrau einer Jungen Garde

Grau in Grau in Grau

Tatort Münsterplatz, Fasnachtstienstag, abends um neun: Hampe Wessels, grölend auf dem Göppel. Baschi Dürr, schwitzend zwischen Dienstschlitten. Donald Trump, als trampelnder Affe. Doris Leuthard mit löchrigem Blick im durchlöchernten Kleid. Die Baselbieter Regierung als Schatten ihrer selbst und Johann Schneider-Ammann als krankmachender Redner zum Tag der Kranken.

Lauscht man in die Nacht hinein, kann man sie hämisch lachen hören: Frau Fasnacht. Und das ist gut so. Dass echte oder vermeintliche Berühmtheiten auf Laternenwänden und Helgen verzerrt, wirr und überzeichnet dargestellt werden, gehört zur Basler Fasnacht dazu. Gerade jetzt, gerade heute. Wer Fahrradfahrer fördert und Autofahrer fordert, wer den Diensthabenden im Dienst den Dienstwagen ausserdienstlich nutzen lässt, wer zum Tag der Kranken selbst mit vermeintlich fünfzig Grad Fieber traurig in die Kamera startt und wer zum Tag des grössten Schweizer Lochs im Löcherkleid erscheint, ist aus Basler Sicht entweder brillant in der Selbstvermarktung oder aber hoffnungslos ironiefreudig. Denn: Wenn am Morgestraich um vier Uhr in der Früh das Licht ausgeht (wenn ich vor lauter Freudentränen nicht mehr pfeifen kann), werden genau diese Persönlichkeiten und ihre Anekdoten ausgeleuchtet. Beleidigt sein sollen jene, die nicht gezeigt werden. Sie waren offenbar kein Thema in den vergangenen dreihundertzweiundsechzig Tagen.

In Zeiten, in denen alle jederzeit freiwillig ihre Gesichter und andere Körperteile im Netz präsentieren und in einer regelrechten Kommentartüte kommentieren und beleidigen, tut Überzeichnung und Persiflage richtig gut. Denn, so böse Karikaturen auch sein können und so überspitzt die Fasnacht sich auch zeigen mag: Dahinter stecken nicht Hass und Anklage, sondern vielmehr die sarkastische Betrachtung der Realität, die drei Tage lang aufzeigt und aufweckt. Am Donnerstag um vier Uhr in der Früh beginnt das Vergessen und Verzeihen, und nachtragend ist Frau Fasnacht nie. Wer sich nun um den eigenen Persönlichkeitsschutz Sorgen macht, soll aus dem Schatten treten, die Türe des Dienstwagens zuschlagen, vom Göppel aus Parkplätze malen und am Tag der Kranken mit einem Lächeln starten.

Oder einfach gesagt: Grau in Grau im Grau verschwinden, damit d' Frau Fasnacht einen nicht sieht! So erscheint man wohl kaum auf einer Laternenwand, geschweige denn auf einem Helgen. Ausser, man ist ein Basler Kunstmuseumsneubau.

Salome Hofer

Grossrätin und Obfrau einer Jungen Garde

Bis an die Schmerzgrenze

Ein glitzernder Pierrot. Ein böser Waggis. Eine Wall Of Sound mit 40 Tambouren. Ein einzelner Pfeifer am Gernsbach. Die Basler Fasnacht hat zahllose Facetten, die sich in nur 72 Stunden entladen (müssen). Heerlig, nit?

Ein Blick über den Tellerrand zeigt schnell: Die Basler Fasnacht ist einzigartig im bitterböshumorvollen Anprangern von Missständen. Alles andere – sorry – gibt's anderswo irgendwie auch.

Also: Wenn ich etwas für die Fasnacht tun will, dann spiele ich als Sujet aus, was mir unter den Nägeln brennt. Das ist grundsätzlich in jeder der 72 Fasnachts-Stunden möglich. Für Cliquen gibts dafür sogar eine eigens geschaffene Plattform: den Cortège auf den breiten Ausfallstrassen.

Der bietet während zweimal vier Stunden am Montag- und Mittwochnachmittag die Möglichkeit, abzurechnen. Auf den übrigen 64 Stunden ist Raum und Zeit für jede Form von Musikalität und fasnächtlicher Selbstverliebtheit, die sich in aufwändigen Glitzer- oder in improvisierten Lumpen-Kostümen ausdrücken darf und soll.

Auf dem musikalischen Wasteland Cortège jedoch hat bauchnabelbezogene Selbstbeweihräucherung nichts verloren. Hier gilt das Primat des sujet-orientierten Humors, bissig und bitter, böse und gallig, so, dass das Publikum angesprochen und – ja! – unterhalten wird. Wer das nicht begriffen hat, schadet dem Cortège und der Basler Fasnacht.

Bei den vielen Wegen, ein Sujet attraktiv umzusetzen, braucht es vor allem eins: Herzblut. Wie können wir unsere Idee für die Menschen am Strassenrand am besten darstellen? Brauchen wir dazu vielleicht eine 3D-Laterne aus Draht? Oder einen vertonten Rap-Zettel? Oder geht das am besten, wenn wir – horribile dictu – für einmal auf das Piccolo verzichten? Wer diese Fragen nicht stellen mag, sollte den Cortège meiden.

Der traditionelle Kern der Basler Fasnacht wird nur dort bewahrt, wo Fasnächtler Sujets bis an die Schmerzgrenze schärfen und zuspitzen. So, dass die Zuschauer nicht mehr wegschauen können und wollen. Alles andere auf dem Cortège ist bloss Beigemüse. Und ohne den Biss der Sujets ist die Basler Fasnacht bald nur noch inhaltsleerer Fasching.

Mit der Sujet-Umsetzung einen Wurf zu landen, das beinhaltet das Risiko, auch mal zu scheitern oder Grenzen zu verletzen. Nicht so schlimm, die nächste Fasnacht kommt wieder. Und wo soll das Risiko möglich sein, wenn nicht in diesem 72-stündigen Basler Alltags-Time-Out?

Der legendäre Basler Fasnachts-Narr legt uns ans Herz: «Die beschti Waffe gege d Macht, isch wenn me offe drüber lacht!» Also auf, ihr Fasnächtler und Fasnächtlerinnen: Lasst die Fasnachts-Stadt erschallen von Eurem Gelächter!

Thierry Moosbrugger
Theologe und Tambour

Bis an die Schmerzgrenze

Ein glitzernder Pierrot. Ein böser Waggis. Eine Wall Of Sound mit 40 Tambouren. Ein einzelner Pfeifer am Gernsbach. Die Basler Fasnacht hat zahllose Facetten, die sich in nur 72 Stunden entladen (müssen). Heerlig, nit?

Ein Blick über den Tellerrand zeigt schnell: Die Basler Fasnacht ist einzigartig im bitterböshumorvollen Anprangern von Missständen. Alles andere – sorry – gibt's anderswo irgendwie auch.

Also: Wenn ich etwas für die Fasnacht tun will, dann spiele ich als Sujet aus, was mir unter den Nägeln brennt. Das ist grundsätzlich in jeder der 72 Fasnachts-Stunden möglich. Für Cliquen gibts dafür sogar eine eigens geschaffene Plattform: den Cortège auf den breiten Ausfallstrassen.

Der bietet während zweimal vier Stunden am Montag- und Mittwochnachmittag die Möglichkeit, abzurechnen. Auf den übrigen 64 Stunden ist Raum und Zeit für jede Form von Musikalität und fasnächtlicher Selbstverliebtheit, die sich in aufwändigen Glitzer- oder in improvisierten Lumpen-Kostümen ausdrücken darf und soll.

Auf dem musikalischen Wasteland Cortège jedoch hat bauchnabelbezogene Selbstbeweihräucherung nichts verloren. Hier gilt das Primat des sujet-orientierten Humors, bissig und bitter, böse und gallig, so, dass das Publikum angesprochen und – ja! – unterhalten wird. Wer das nicht begriffen hat, schadet dem Cortège und der Basler Fasnacht.

Bei den vielen Wegen, ein Sujet attraktiv umzusetzen, braucht es vor allem eins: Herzblut. Wie können wir unsere Idee für die Menschen am Strassenrand am besten darstellen? Brauchen wir dazu vielleicht eine 3D-Laterne aus Draht? Oder einen vertonten Rap-Zettel? Oder geht das am besten, wenn wir – horribile dictu – für einmal auf das Piccolo verzichten? Wer diese Fragen nicht stellen mag, sollte den Cortège meiden.

Der traditionelle Kern der Basler Fasnacht wird nur dort bewahrt, wo Fasnächtler Sujets bis an die Schmerzgrenze schärfen und zuspitzen. So, dass die Zuschauer nicht mehr wegschauen können und wollen. Alles andere auf dem Cortège ist bloss Beigemüse. Und ohne den Biss der Sujets ist die Basler Fasnacht bald nur noch inhaltsleerer Fasching.

Mit der Sujet-Umsetzung einen Wurf zu landen, das beinhaltet das Risiko, auch mal zu scheitern oder Grenzen zu verletzen. Nicht so schlimm, die nächste Fasnacht kommt wieder. Und wo soll das Risiko möglich sein, wenn nicht in diesem 72-stündigen Basler Alltags-Time-Out?

Der legendäre Basler Fasnachts-Narr legt uns ans Herz: «Die beschti Waffe gege d Macht, isch wenn me offe drüber lacht!» Also auf, ihr Fasnächtler und Fasnächtlerinnen: Lasst die Fasnachts-Stadt erschallen von Eurem Gelächter!

Thierry Moosbrugger
Theologe und Tambour

Bis an die Schmerzgrenze

Ein glitzernder Pierrot. Ein böser Waggis. Eine Wall Of Sound mit 40 Tambouren. Ein einzelner Pfeifer am Gernsbach. Die Basler Fasnacht hat zahllose Facetten, die sich in nur 72 Stunden entladen (müssen). Heerlig, nit?

Ein Blick über den Tellerrand zeigt schnell: Die Basler Fasnacht ist einzigartig im bitterböshumorvollen Anprangern von Missständen. Alles andere – sorry – gibt's anderswo irgendwie auch.

Also: Wenn ich etwas für die Fasnacht tun will, dann spiele ich als Sujet aus, was mir unter den Nägeln brennt. Das ist grundsätzlich in jeder der 72 Fasnachts-Stunden möglich. Für Cliquen gibts dafür sogar eine eigens geschaffene Plattform: den Cortège auf den breiten Ausfallstrassen.

Der bietet während zweimal vier Stunden am Montag- und Mittwochnachmittag die Möglichkeit, abzurechnen. Auf den übrigen 64 Stunden ist Raum und Zeit für jede Form von Musikalität und fasnächtlicher Selbstverliebtheit, die sich in aufwändigen Glitzer- oder in improvisierten Lumpen-Kostümen ausdrücken darf und soll.

Auf dem musikalischen Wasteland Cortège jedoch hat bauchnabelbezogene Selbstbeweihräucherung nichts verloren. Hier gilt das Primat des sujet-orientierten Humors, bissig und bitter, böse und gallig, so, dass das Publikum angesprochen und – ja! – unterhalten wird. Wer das nicht begriffen hat, schadet dem Cortège und der Basler Fasnacht.

Bei den vielen Wegen, ein Sujet attraktiv umzusetzen, braucht es vor allem eins: Herzblut. Wie können wir unsere Idee für die Menschen am Strassenrand am besten darstellen? Brauchen wir dazu vielleicht eine 3D-Laterne aus Draht? Oder einen vertonten Rap-Zettel? Oder geht das am besten, wenn wir – horribile dictu – für einmal auf das Piccolo verzichten? Wer diese Fragen nicht stellen mag, sollte den Cortège meiden.

Der traditionelle Kern der Basler Fasnacht wird nur dort bewahrt, wo Fasnächtler Sujets bis an die Schmerzgrenze schärfen und zuspitzen. So, dass die Zuschauer nicht mehr wegschauen können und wollen. Alles andere auf dem Cortège ist bloss Beigemüse. Und ohne den Biss der Sujets ist die Basler Fasnacht bald nur noch inhaltsleerer Fasching.

Mit der Sujet-Umsetzung einen Wurf zu landen, das beinhaltet das Risiko, auch mal zu scheitern oder Grenzen zu verletzen. Nicht so schlimm, die nächste Fasnacht kommt wieder. Und wo soll das Risiko möglich sein, wenn nicht in diesem 72-stündigen Basler Alltags-Time-Out?

Der legendäre Basler Fasnachts-Narr legt uns ans Herz: «Die beschti Waffe gege d Macht, isch wenn me offe drüber lacht!» Also auf, ihr Fasnächtler und Fasnächtlerinnen: Lasst die Fasnachts-Stadt erschallen von Eurem Gelächter!

Thierry Moosbrugger
Theologe und Tambour

Diese Farben, diese Formen

Eine Laterne wankt an uns vorbei. Schwarz. Weiss. Rot. Ich blicke Doris Leuthard an, auf einem Stahlrohr sitzend. Trommelnd schreiten wir bergab. Vorbei an Cupcakes und am Sperber. Kurz krampft mein Wadenmuskel. Ist es sexistisch, Leuthard so darzustellen? Jetzt muss ich zur Seite weichen. Rräng. Die Wirbel fahren in meine Knochen. Anhalten. Stau. Der Typ hinter mir merkt es zu spät und rammt mir seine Trommel in den Oberschenkel. Oder karikiert es Sexismus? Wie wir hier stehen, bläst mir der Wind kalt in den feuchten Nacken. Wir gehen weiter. Der Duft von geschmolzenem Käse steigt mir in die Nase, als wir ums Hotel Basel kurven. Oder macht es sich darüber lustig, dass Satire nicht alles darf? Ich blicke den zwei Pfeifern nach, die uns rechts überholen. Das euphorisiert. Ich freue mich über dieses Gefühl. Und will es eine Weile mitnehmen. Nun kann ich meine Leute nicht mehr hören. Meine Aufmerksamkeit richte ich auf mein Trommelspiel.

Farben. Klänge. Gerüche. Übermüdung. In diesem Durcheinander sind die Aussagen der Sujets so flüchtig wie all die anderen Dinge um mich herum. Und in mir drin. Ständig werde ich von neuen Reizen ergriffen. Umhüllt. Überfordert. Angeregt. Verzaubert. Die Laterne, der Käse, Satire, Euphorie sind Bruchstücke meiner Erfahrung. Im wahrgenommenen Ganzen gehen sie auf. Als wahrgenommenes Einzelnes unter. Ich erkenne etwas, knüpfe meine Gedanken daran, um im nächsten Moment von anderem ergriffen zu werden. Verliere mich stets von neuem. Die Sujets haben einen Sinn, den ich nachvollziehen und beurteilen kann. Wie sie auf mich wirken, hängt aber vom Drumherum ab. Mal sind die Kostüme und Laternen eine Maskierung, in der ich mit ihnen und im Drumherum aufgehe. Ich bin dann, als was ich mich kleide. In anderen Momenten sind sie eine Verkleidung, die etwas karikiert. Die heraussticht und provoziert. Zum Nachdenken anregt. Ich spiele dann etwas aus, das ich nicht bin. Das Drumherum bestimmt, wann die Kostüme als Maskierung, wann als Verkleidung wirken. Im Tohuwabohu verändert sich dies ständig. Wunderschön. Diese Wechsel.

Mittlerweile bin ich Teil des Gewusels, das ich eben noch überblickte. Hier pausieren wir. Die Trommel stelle ich vor ein Schaufenster. Ich freue mich auf den Donnerstag, wenn ich meine Larve wegräume. Das Durcheinander stillsteht. Und ich den Aussagen der Sujets nachgehen kann.

Michel Massmünster
Kulturanthropologe und Scheissdreckzügler

Diese Farben, diese Formen

Eine Laterne wankt an uns vorbei. Schwarz. Weiss. Rot. Ich blicke Doris Leuthard an, auf einem Stahlrohr sitzend. Trommelnd schreiten wir bergab. Vorbei an Cupcakes und am Sperber. Kurz krampft mein Wadenmuskel. Ist es sexistisch, Leuthard so darzustellen? Jetzt muss ich zur Seite weichen. Rräng. Die Wirbel fahren in meine Knochen. Anhalten. Stau. Der Typ hinter mir merkt es zu spät und rammt mir seine Trommel in den Oberschenkel. Oder karikiert es Sexismus? Wie wir hier stehen, bläst mir der Wind kalt in den feuchten Nacken. Wir gehen weiter. Der Duft von geschmolzenem Käse steigt mir in die Nase, als wir ums Hotel Basel kurven. Oder macht es sich darüber lustig, dass Satire nicht alles darf? Ich blicke den zwei Pfeifern nach, die uns rechts überholen. Das euphorisiert. Ich freue mich über dieses Gefühl. Und will es eine Weile mitnehmen. Nun kann ich meine Leute nicht mehr hören. Meine Aufmerksamkeit richte ich auf mein Trommelspiel.

Farben. Klänge. Gerüche. Übermüdung. In diesem Durcheinander sind die Aussagen der Sujets so flüchtig wie all die anderen Dinge um mich herum. Und in mir drin. Ständig werde ich von neuen Reizen ergriffen. Umhüllt. Überfordert. Angeregt. Verzaubert. Die Laterne, der Käse, Satire, Euphorie sind Bruchstücke meiner Erfahrung. Im wahrgenommenen Ganzen gehen sie auf. Als wahrgenommenes Einzelnes unter. Ich erkenne etwas, knüpfe meine Gedanken daran, um im nächsten Moment von anderem ergriffen zu werden. Verliere mich stets von neuem. Die Sujets haben einen Sinn, den ich nachvollziehen und beurteilen kann. Wie sie auf mich wirken, hängt aber vom Drumherum ab. Mal sind die Kostüme und Laternen eine Maskierung, in der ich mit ihnen und im Drumherum aufgehe. Ich bin dann, als was ich mich kleide. In anderen Momenten sind sie eine Verkleidung, die etwas karikiert. Die heraussticht und provoziert. Zum Nachdenken anregt. Ich spiele dann etwas aus, das ich nicht bin. Das Drumherum bestimmt, wann die Kostüme als Maskierung, wann als Verkleidung wirken. Im Tohuwabohu verändert sich dies ständig. Wunderschön. Diese Wechsel.

Mittlerweile bin ich Teil des Gewusels, das ich eben noch überblickte. Hier pausieren wir. Die Trommel stelle ich vor ein Schaufenster. Ich freue mich auf den Donnerstag, wenn ich meine Larve wegräume. Das Durcheinander stillsteht. Und ich den Aussagen der Sujets nachgehen kann.

Michel Massmünster
Kulturanthropologe und Scheissdreckzügler

Diese Farben, diese Formen

Eine Laterne wankt an uns vorbei. Schwarz. Weiss. Rot. Ich blicke Doris Leuthard an, auf einem Stahlrohr sitzend. Trommelnd schreiten wir bergab. Vorbei an Cupcakes und am Sperber. Kurz krampft mein Wadenmuskel. Ist es sexistisch, Leuthard so darzustellen? Jetzt muss ich zur Seite weichen. Rräng. Die Wirbel fahren in meine Knochen. Anhalten. Stau. Der Typ hinter mir merkt es zu spät und rammt mir seine Trommel in den Oberschenkel. Oder karikiert es Sexismus? Wie wir hier stehen, bläst mir der Wind kalt in den feuchten Nacken. Wir gehen weiter. Der Duft von geschmolzenem Käse steigt mir in die Nase, als wir ums Hotel Basel kurven. Oder macht es sich darüber lustig, dass Satire nicht alles darf? Ich blicke den zwei Pfeifern nach, die uns rechts überholen. Das euphorisiert. Ich freue mich über dieses Gefühl. Und will es eine Weile mitnehmen. Nun kann ich meine Leute nicht mehr hören. Meine Aufmerksamkeit richte ich auf mein Trommelspiel.

Farben. Klänge. Gerüche. Übermüdung. In diesem Durcheinander sind die Aussagen der Sujets so flüchtig wie all die anderen Dinge um mich herum. Und in mir drin. Ständig werde ich von neuen Reizen ergriffen. Umhüllt. Überfordert. Angeregt. Verzaubert. Die Laterne, der Käse, Satire, Euphorie sind Bruchstücke meiner Erfahrung. Im wahrgenommenen Ganzen gehen sie auf. Als wahrgenommenes Einzelnes unter. Ich erkenne etwas, knüpfe meine Gedanken daran, um im nächsten Moment von anderem ergriffen zu werden. Verliere mich stets von neuem. Die Sujets haben einen Sinn, den ich nachvollziehen und beurteilen kann. Wie sie auf mich wirken, hängt aber vom Drumherum ab. Mal sind die Kostüme und Laternen eine Maskierung, in der ich mit ihnen und im Drumherum aufgehe. Ich bin dann, als was ich mich kleide. In anderen Momenten sind sie eine Verkleidung, die etwas karikiert. Die heraussticht und provoziert. Zum Nachdenken anregt. Ich spiele dann etwas aus, das ich nicht bin. Das Drumherum bestimmt, wann die Kostüme als Maskierung, wann als Verkleidung wirken. Im Tohuwabohu verändert sich dies ständig. Wunderschön. Diese Wechsel.

Mittlerweile bin ich Teil des Gewusels, das ich eben noch überblickte. Hier pausieren wir. Die Trommel stelle ich vor ein Schaufenster. Ich freue mich auf den Donnerstag, wenn ich meine Larve wegräume. Das Durcheinander stillsteht. Und ich den Aussagen der Sujets nachgehen kann.

Michel Massmünster
Kulturanthropologe und Scheissdreckzügler

Frauen an der Fasnacht

Die heutige Strassenfasnacht macht den Anschein, dass Frauen voll integriert sind. Diese Integration ist keine Selbstverständlichkeit, hat eine Geschichte und ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Fasnacht ist Teil des öffentlichen Lebens und Spiegel der Gesellschaft. Ändert sich der soziokulturelle Kontext, wird die Geschlechterordnung neu definiert.

Der Wandel der Geschlechterbeziehungen im 20. Jh. wirkte sich auch auf das fasnächtliche Geschehen aus. Anfangs des 20. Jh. gewann die Strassenfasnacht an Bedeutung. Die einzelnen Gruppen sammelten noch selbstständig Geld, um ihre Kostüme zu finanzieren, bis diverse Vereine und schliesslich 1911 das Fasnachts-Comité sich als ordnende Kraft etablierte. Die Mitglieder des Comité's stammten aus der Oberschicht und waren selbstverständlich Männer. Das blieb übrigens so bis ins Jahr 1999. Frauen waren ausgeschlossen aus den Stammcliquen, genau so, wie ihnen der Zugang zur gesellschaftlichen Mitbestimmung versagt war. Nur an den Maskenbällen durften Frauen teilnehmen, und die waren ebenso wichtig wie die Strassenfasnacht. Am Maskenball hatten Frauen Maskenrecht, während Männer unmaskiert als Gäste erwünscht waren. Die Geschlechterrolle war umgekehrt, die Frau ist aktiv, der Mann passiv.

Doch gab es bereits während der Zwischenkriegszeit einzelne Frauen, die trommeln oder pfeifen lernten und auch aktiv mitmachten, ebenso gab es, vor allem in Ermangelung von Männern, Frauen, die im Vortrab oder auf dem Wagen geduldet wurden. 1938 wurde die erste eigenständige Frauengruppe, bestehend aus drei Frauen, gegründet. Die Clique, die Abverheyte, besteht bis heute als reine Frauengruppe. Das Comité akzeptierte ihre Anmeldung problemlos. Nur mit der Einteilung im Rädäbäng hatten die Herren etwas Mühe, erschien die Gruppe doch unter der Rubrik «Buebeziigli». Die Abverheyte versuchten sich am Anfang ganz bewusst zu verstecken, indem sie klobige Bergschuhe anzogen, die Fingernägel durften nicht lackiert werden, die Larve blieb sowieso viel länger vor dem Gesicht als heute. In den Beizen reagierte man unterschiedlich, einerseits Geläster, andererseits auch viel Erfolg. Wenn man genauer hinschaut, haben immer wieder Frauen an der Strassenfasnacht mitgemacht. Bei Personalengpässen, Nachwuchsproblemen und für all die notwendigen Arbeiten im Hintergrund, die den Auftritt auf der fasnächtlichen Bühne erst ermöglichen.

Offizielle Ehre und Würdigung blieb meist den Männern vorbehalten, die vielen, von den Frauen geleisteten Arbeiten, waren und sind für das Gelingen zentral. Mit der Etablierung der „wilden Fasnacht“ differenzierte sich die Fasnacht aus und bot erweiterten Handlungspielraum für die Frauen. Die Kategorie Geschlecht durchdringt die Fasnacht bis in die Symbolik und der Wandel der Geschlechterordnung wird deutlich sichtbar: War es im 19. Jahrhundert noch der «Prinz Carneval» gewesen, der die Züge anführte, so begrüssen die Cliquen heute am Morgenstrach die «Frau Fasnacht»!

Pia Inderbitzin

Lehrerin und Pfeiferin im Fasnachts-Comité

Frauen an der Fasnacht

Die heutige Strassenfasnacht macht den Anschein, dass Frauen voll integriert sind. Diese Integration ist keine Selbstverständlichkeit, hat eine Geschichte und ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Fasnacht ist Teil des öffentlichen Lebens und Spiegel der Gesellschaft. Ändert sich der soziokulturelle Kontext, wird die Geschlechterordnung neu definiert.

Der Wandel der Geschlechterbeziehungen im 20. Jh. wirkte sich auch auf das fasnächtliche Geschehen aus. Anfangs des 20. Jh. gewann die Strassenfasnacht an Bedeutung. Die einzelnen Gruppen sammelten noch selbstständig Geld, um ihre Kostüme zu finanzieren, bis diverse Vereine und schliesslich 1911 das Fasnachts-Comité sich als ordnende Kraft etablierte. Die Mitglieder des Comité's stammten aus der Oberschicht und waren selbstverständlich Männer. Das blieb übrigens so bis ins Jahr 1999. Frauen waren ausgeschlossen aus den Stammcliquen, genau so, wie ihnen der Zugang zur gesellschaftlichen Mitbestimmung versagt war. Nur an den Maskenbällen durften Frauen teilnehmen, und die waren ebenso wichtig wie die Strassenfasnacht. Am Maskenball hatten Frauen Maskenrecht, während Männer unmaskiert als Gäste erwünscht waren. Die Geschlechterrolle war umgekehrt, die Frau ist aktiv, der Mann passiv.

Doch gab es bereits während der Zwischenkriegszeit einzelne Frauen, die trommeln oder pfeifen lernten und auch aktiv mitmachten, ebenso gab es, vor allem in Ermangelung von Männern, Frauen, die im Vortrab oder auf dem Wagen geduldet wurden. 1938 wurde die erste eigenständige Frauengruppe, bestehend aus drei Frauen, gegründet. Die Clique, die Abverheyte, besteht bis heute als reine Frauengruppe. Das Comité akzeptierte ihre Anmeldung problemlos. Nur mit der Einteilung im Rädäbäng hatten die Herren etwas Mühe, erschien die Gruppe doch unter der Rubrik «Buebeziigli». Die Abverheyte versuchten sich am Anfang ganz bewusst zu verstecken, indem sie klobige Bergschuhe anzogen, die Fingernägel durften nicht lackiert werden, die Larve blieb sowieso viel länger vor dem Gesicht als heute. In den Beizen reagierte man unterschiedlich, einerseits Geläster, andererseits auch viel Erfolg. Wenn man genauer hinschaut, haben immer wieder Frauen an der Strassenfasnacht mitgemacht. Bei Personalengpässen, Nachwuchsproblemen und für all die notwendigen Arbeiten im Hintergrund, die den Auftritt auf der fasnächtlichen Bühne erst ermöglichen.

Offizielle Ehre und Würdigung blieb meist den Männern vorbehalten, die vielen, von den Frauen geleisteten Arbeiten, waren und sind für das Gelingen zentral. Mit der Etablierung der „wilden Fasnacht“ differenzierte sich die Fasnacht aus und bot erweiterten Handlungspielraum für die Frauen. Die Kategorie Geschlecht durchdringt die Fasnacht bis in die Symbolik und der Wandel der Geschlechterordnung wird deutlich sichtbar: War es im 19. Jahrhundert noch der «Prinz Carneval» gewesen, der die Züge anführte, so begrüssen die Cliquen heute am Morgenstrach die «Frau Fasnacht»!

Pia Inderbitzin

Lehrerin und Pfeiferin im Fasnachts-Comité

Frauen an der Fasnacht

Die heutige Strassenfasnacht macht den Anschein, dass Frauen voll integriert sind. Diese Integration ist keine Selbstverständlichkeit, hat eine Geschichte und ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Fasnacht ist Teil des öffentlichen Lebens und Spiegel der Gesellschaft. Ändert sich der soziokulturelle Kontext, wird die Geschlechterordnung neu definiert.

Der Wandel der Geschlechterbeziehungen im 20. Jh. wirkte sich auch auf das fasnächtliche Geschehen aus. Anfangs des 20. Jh. gewann die Strassenfasnacht an Bedeutung. Die einzelnen Gruppen sammelten noch selbstständig Geld, um ihre Kostüme zu finanzieren, bis diverse Vereine und schliesslich 1911 das Fasnachts-Comité sich als ordnende Kraft etablierte. Die Mitglieder des Comité's stammten aus der Oberschicht und waren selbstverständlich Männer. Das blieb übrigens so bis ins Jahr 1999. Frauen waren ausgeschlossen aus den Stammcliquen, genau so, wie ihnen der Zugang zur gesellschaftlichen Mitbestimmung versagt war. Nur an den Maskenbällen durften Frauen teilnehmen, und die waren ebenso wichtig wie die Strassenfasnacht. Am Maskenball hatten Frauen Maskenrecht, während Männer unmaskiert als Gäste erwünscht waren. Die Geschlechterrolle war umgekehrt, die Frau ist aktiv, der Mann passiv.

Doch gab es bereits während der Zwischenkriegszeit einzelne Frauen, die trommeln oder pfeifen lernten und auch aktiv mitmachten, ebenso gab es, vor allem in Ermangelung von Männern, Frauen, die im Vortrab oder auf dem Wagen geduldet wurden. 1938 wurde die erste eigenständige Frauengruppe, bestehend aus drei Frauen, gegründet. Die Clique, die Abverheyte, besteht bis heute als reine Frauengruppe. Das Comité akzeptierte ihre Anmeldung problemlos. Nur mit der Einteilung im Rädäbäng hatten die Herren etwas Mühe, erschien die Gruppe doch unter der Rubrik «Buebeziigli». Die Abverheyte versuchten sich am Anfang ganz bewusst zu verstecken, indem sie klobige Bergschuhe anzogen, die Fingernägel durften nicht lackiert werden, die Larve blieb sowieso viel länger vor dem Gesicht als heute. In den Beizen reagierte man unterschiedlich, einerseits Geläster, andererseits auch viel Erfolg. Wenn man genauer hinschaut, haben immer wieder Frauen an der Strassenfasnacht mitgemacht. Bei Personalengpässen, Nachwuchsproblemen und für all die notwendigen Arbeiten im Hintergrund, die den Auftritt auf der fasnächtlichen Bühne erst ermöglichen.

Offizielle Ehre und Würdigung blieb meist den Männern vorbehalten, die vielen, von den Frauen geleisteten Arbeiten, waren und sind für das Gelingen zentral. Mit der Etablierung der „wilden Fasnacht“ differenzierte sich die Fasnacht aus und bot erweiterten Handlungspielraum für die Frauen. Die Kategorie Geschlecht durchdringt die Fasnacht bis in die Symbolik und der Wandel der Geschlechterordnung wird deutlich sichtbar: War es im 19. Jahrhundert noch der «Prinz Carneval» gewesen, der die Züge anführte, so begrüssen die Cliquen heute am Morgenstrach die «Frau Fasnacht»!

Pia Inderbitzin

Lehrerin und Pfeiferin im Fasnachts-Comité

Fasnachtszombie- apokalypse

Die drei schönsten Tage. Endlich sind sie vorbei. Erst hab ich mir nicht viel dabei gedacht, als Zürcherin an die Basler Fasnacht. Dass eine Stadt mitten in der Nacht aufsteht, um drei Tage lang Radau zu machen, machte mich vor allem neugierig. Auch dass meine Jungfernschaft schon Wochen im Voraus gefeiert wurde – «Ihre erste Fasnacht als Baslerin!» Ich nahm mir also vor, meine aggressiven Vorurteile zu Guggenmusik und besoffenen Trotteln in Masken – sorry, Larven! – zu vergessen.

Aber als ich in der Nacht von Sonntag auf Montag gegen drei ins Trämmli stieg, um in der Innenstadt auf den Morgenstreich zu warten, beschlichen mich erste Zweifel. Im Wagen eine Gruppe Smirnoffkids, die den ausgelassenen Vibe in der Stadt bereits tief spürten und Balkan-Lieder grölten, dazu einige ältere Paare im Kostüm. Letztere waren schon jetzt gereizt, stierten mit wässrigen Augen aus dem Fenster und zischten sich müde kleine Börsartigkeiten zu. Es kam, was kommen musste, laut und mutig zu den Rülpeln: «So Rue jetzt, mir fiire do e Schwyzer Fescht!» Gedämpfter Stimmung traf ich am Rhein auf meine Freunde. Sie wieherten schon und erzählten allerlei Blödsinn, was nun die nächsten drei Tage so passieren würde. Dass sich verkleidete Bebbis allen Alters auf junge Mädchen stürzen, sie festhalten und stopfen würden, zum Beispiel. Ich glaubte ihnen kein Wort. Kurz vor vier kletterten sie plötzlich auf einen Balkon. Sie streckten mir die Hände entgegen und riefen Warnungen wie «sichere Entfernung!» und: «Achtung, das Volk!», aber ich liess mich von der Masse mitreissen. Das Volk füllte die Strassen und bestand aus hölzernen Grinsegesichtern mit riesigen roten Nasen und Tränensäcken, zum anderen aus aufgeregten Zivilisten. Kann sein, dass ich am aufgeregtesten war, als es plötzlich still wurde und nur noch ehrfürchtiges Raunen durch die Menge ging. Dann schlug die Kirchenuhr und alle Lichter gingen aus. Die Laternen auf den Larvenköpfen leuchteten hell in die Nacht. Der Marsch setzte ein, die Züge trabten los, und ich war froh, dass ich nicht die nächsten 72 Stunden halbblind hinter einer stinkenden Fratze durch die Stadt staksen und piccolölen musste. Ha! Da merkte ich erst, dass ich mittendrin, eingekleilt und mein Weg nachhause versperrt war. Stunden später sitze ich in einem Zunftrestaurant und löffle ergeben Mehlsuppe. Draussen marschieren trommelnd eine Clique verkleideter (?) Nazis. Triefäugige Elsässer stürmen den Saal und tröten mir in den Nacken. Und all die ganz normalen Bürger rutschen in Holzzoggeli lauernd um meinen Tisch...

Was dann geschah, weiss ich nicht mehr genau. Verschwommene Bilder: Wie ich den Kindern, die mir nachrennen, die Rappplisäcke aus den Händen schlage, sie ihnen über die Holzköpfe leere und an den geschnitzten Ohren reisse – wie ich einen Schnitzelbänkler angreife, um mich mit ihm zu prügeln – wie ich auf seiner Ukulele klimpernd nachhause stolperte, durch die endlich freien Strassen und 250 Tonnen Rapppli, die den Boden bedecken wie Herbstlaub...

Nach einer Nacht steintiefen Schlafs ist die Stadt wieder grau. Die Menschen tragen Sneakers, als wäre nichts geschehen. Aber ich weiss jetzt um die Holzschuhe in ihrem Schrank.
Erstveröffentlicht in der Fabrikzeitung.

Michelle Steinbeck
Schriftstellerin

Fasnachtszombie- apokalypse

Die drei schönsten Tage. Endlich sind sie vorbei. Erst hab ich mir nicht viel dabei gedacht, als Zürcherin an die Basler Fasnacht. Dass eine Stadt mitten in der Nacht aufsteht, um drei Tage lang Radau zu machen, machte mich vor allem neugierig. Auch dass meine Jungfernschaft schon Wochen im Voraus gefeiert wurde – «Ihre erste Fasnacht als Baslerin!» Ich nahm mir also vor, meine aggressiven Vorurteile zu Guggenmusik und besoffenen Trotteln in Masken – sorry, Larven! – zu vergessen.

Aber als ich in der Nacht von Sonntag auf Montag gegen drei ins Trämmli stieg, um in der Innenstadt auf den Morgenstreich zu warten, beschlichen mich erste Zweifel. Im Wagen eine Gruppe Smirnoffkids, die den ausgelassenen Vibe in der Stadt bereits tief spürten und Balkan-Lieder grölten, dazu einige ältere Paare im Kostüm. Letztere waren schon jetzt gereizt, stierten mit wässrigen Augen aus dem Fenster und zischten sich müde kleine Börsartigkeiten zu. Es kam, was kommen musste, laut und mutig zu den Rülpeln: «So Rue jetzt, mir fiire do e Schwyzer Fescht!» Gedämpfter Stimmung traf ich am Rhein auf meine Freunde. Sie wieherten schon und erzählten allerlei Blödsinn, was nun die nächsten drei Tage so passieren würde. Dass sich verkleidete Bebbis allen Alters auf junge Mädchen stürzen, sie festhalten und stopfen würden, zum Beispiel. Ich glaubte ihnen kein Wort. Kurz vor vier kletterten sie plötzlich auf einen Balkon. Sie streckten mir die Hände entgegen und riefen Warnungen wie «sichere Entfernung!» und: «Achtung, das Volk!», aber ich liess mich von der Masse mitreissen. Das Volk füllte die Strassen und bestand aus hölzernen Grinsegesichtern mit riesigen roten Nasen und Tränensäcken, zum anderen aus aufgeregten Zivilisten. Kann sein, dass ich am aufgeregtesten war, als es plötzlich still wurde und nur noch ehrfürchtiges Raunen durch die Menge ging. Dann schlug die Kirchenuhr und alle Lichter gingen aus. Die Laternen auf den Larvenköpfen leuchteten hell in die Nacht. Der Marsch setzte ein, die Züge trabten los, und ich war froh, dass ich nicht die nächsten 72 Stunden halbblind hinter einer stinkenden Fratze durch die Stadt staksen und piccolölen musste. Ha! Da merkte ich erst, dass ich mittendrin, eingekleilt und mein Weg nachhause versperrt war. Stunden später sitze ich in einem Zunftrestaurant und löffle ergeben Mehlsuppe. Draussen marschieren trommelnd eine Clique verkleideter (?) Nazis. Triefäugige Elsässer stürmen den Saal und tröten mir in den Nacken. Und all die ganz normalen Bürger rutschen in Holzzoggeli lauernd um meinen Tisch...

Was dann geschah, weiss ich nicht mehr genau. Verschwommene Bilder: Wie ich den Kindern, die mir nachrennen, die Rappplisäcke aus den Händen schlage, sie ihnen über die Holzköpfe leere und an den geschnitzten Ohren reisse – wie ich einen Schnitzelbänkler angreife, um mich mit ihm zu prügeln – wie ich auf seiner Ukulele klimpernd nachhause stolperte, durch die endlich freien Strassen und 250 Tonnen Rapppli, die den Boden bedecken wie Herbstlaub...

Nach einer Nacht steintiefen Schlafs ist die Stadt wieder grau. Die Menschen tragen Sneakers, als wäre nichts geschehen. Aber ich weiss jetzt um die Holzschuhe in ihrem Schrank.
Erstveröffentlicht in der Fabrikzeitung.

Michelle Steinbeck
Schriftstellerin

Fasnachtszombie- apokalypse

Die drei schönsten Tage. Endlich sind sie vorbei. Erst hab ich mir nicht viel dabei gedacht, als Zürcherin an die Basler Fasnacht. Dass eine Stadt mitten in der Nacht aufsteht, um drei Tage lang Radau zu machen, machte mich vor allem neugierig. Auch dass meine Jungfernschaft schon Wochen im Voraus gefeiert wurde – «Ihre erste Fasnacht als Baslerin!» Ich nahm mir also vor, meine aggressiven Vorurteile zu Guggenmusik und besoffenen Trotteln in Masken – sorry, Larven! – zu vergessen.

Aber als ich in der Nacht von Sonntag auf Montag gegen drei ins Trämmli stieg, um in der Innenstadt auf den Morgenstreich zu warten, beschlichen mich erste Zweifel. Im Wagen eine Gruppe Smirnoffkids, die den ausgelassenen Vibe in der Stadt bereits tief spürten und Balkan-Lieder grölten, dazu einige ältere Paare im Kostüm. Letztere waren schon jetzt gereizt, stierten mit wässrigen Augen aus dem Fenster und zischten sich müde kleine Börsartigkeiten zu. Es kam, was kommen musste, laut und mutig zu den Rülpeln: «So Rue jetzt, mir fiire do e Schwyzer Fescht!» Gedämpfter Stimmung traf ich am Rhein auf meine Freunde. Sie wieherten schon und erzählten allerlei Blödsinn, was nun die nächsten drei Tage so passieren würde. Dass sich verkleidete Bebbis allen Alters auf junge Mädchen stürzen, sie festhalten und stopfen würden, zum Beispiel. Ich glaubte ihnen kein Wort. Kurz vor vier kletterten sie plötzlich auf einen Balkon. Sie streckten mir die Hände entgegen und riefen Warnungen wie «sichere Entfernung!» und: «Achtung, das Volk!», aber ich liess mich von der Masse mitreissen. Das Volk füllte die Strassen und bestand aus hölzernen Grinsegesichtern mit riesigen roten Nasen und Tränensäcken, zum anderen aus aufgeregten Zivilisten. Kann sein, dass ich am aufgeregtesten war, als es plötzlich still wurde und nur noch ehrfürchtiges Raunen durch die Menge ging. Dann schlug die Kirchenuhr und alle Lichter gingen aus. Die Laternen auf den Larvenköpfen leuchteten hell in die Nacht. Der Marsch setzte ein, die Züge trabten los, und ich war froh, dass ich nicht die nächsten 72 Stunden halbblind hinter einer stinkenden Fratze durch die Stadt staksen und piccolölen musste. Ha! Da merkte ich erst, dass ich mittendrin, eingekleilt und mein Weg nachhause versperrt war. Stunden später sitze ich in einem Zunftrestaurant und löffle ergeben Mehlsuppe. Draussen marschieren trommelnd eine Clique verkleideter (?) Nazis. Triefäugige Elsässer stürmen den Saal und tröten mir in den Nacken. Und all die ganz normalen Bürger rutschen in Holzzoggeli lauernd um meinen Tisch...

Was dann geschah, weiss ich nicht mehr genau. Verschwommene Bilder: Wie ich den Kindern, die mir nachrennen, die Rappplisäcke aus den Händen schlage, sie ihnen über die Holzköpfe leere und an den geschnitzten Ohren reisse – wie ich einen Schnitzelbänkler angreife, um mich mit ihm zu prügeln – wie ich auf seiner Ukulele klimpernd nachhause stolperte, durch die endlich freien Strassen und 250 Tonnen Rapppli, die den Boden bedecken wie Herbstlaub...

Nach einer Nacht steintiefen Schlafs ist die Stadt wieder grau. Die Menschen tragen Sneakers, als wäre nichts geschehen. Aber ich weiss jetzt um die Holzschuhe in ihrem Schrank.
Erstveröffentlicht in der Fabrikzeitung.

Michelle Steinbeck
Schriftstellerin

Zum Kotzen

In einer der kleinsten Gassen Basels lauert eine Fasnachtsspezies, die den alteingesessenen Fasnächtler noch mehr ins Stolpern bringt als die drei Flaschen Veltliner, die er zur Mittagspause gekippt hat. Jedes Jahr findet sie den Weg exakt hierher, vor diese ehemalige Bank, deren Betreiber zu blöd ist, sich Wachpersonen zuzulegen, oder zu gleichgültig. Hier ist das aufpasserlose Paradies für diese Spezies, die nichts lieber will, als betrunken Körperflüssigkeiten auszutauschen, hier, mitten auf der Strasse, vor aller Welt.

Was im Prinzip dem Geist der Fasnacht entspricht: Drei Tage Spiritus und Fleischeslust. Im Prinzip. Denn tatsächlich geht denen die Fasnacht hart an ihrem Cellulite-freien Arsch vorbei.

Es könnte ja auch irgendwie berührend sein hier, Fasnacht für die Aussenseiter, die Abnormalen. Die aufregende Kehrseite des ewigpfeifenden Konformistenbreis! Nur leider sind diese Aussenseiter keine Aussenseiter mit Subversions-Potenzial, sondern vulgäre, widerwärtige Halbstarke mit klassischem Teenie-Problem: zu viel Hormon, zu wenig Brain.

Immerhin trinken sie auch Veltliner. Mit Red Bull halt. Damit sie auch sicher gut durchhalten, bevor sie vom entnervten Polizisten aus der Kotzlache geschleift werden. Und zackig dem Cliquenbimbo aus dem Weg hüpfen können, der wutentbrannt seinen Vortraberstock schwingt.

Dann grummeln die Fasnächtler hinter ihren lustigen Larven, die sie in monatelanger Arbeit extra für diese drei Tage gemacht haben, diese «drey scheenste dääg», das man bitte so sagt und Larve auch und Röppli auch. Immer dasselbe Theater, diese junge Menschen, die nichts, absolut nichts begriffen haben, weder von der Fasnacht noch sonst von einem erwachsenen, vernünftigen Leben. Damit verunglimpfen sie unsere Fasnacht, diese schöne Tradition des geordneten Kontrollverlusts.

Was hier abgeht, das ist einfach zum Kotzen, ja genau so, danke fürs Untermalen. Und jetzt her mit dem Veltliner. Und dem anderen gleich auch noch und dieser Stock eignet sich ja hervorragend und zum Glück heisst das Motto «Mer spränge dr Raame», das reimt sich schön auf «kei Erbarme.» Zum Glück. Zum Glück ist Fasnacht. Danke. Sali zämme!

Naomi Gregoris
Journalistin und Fasnachtsbeizerin

Zum Kotzen

In einer der kleinsten Gassen Basels lauert eine Fasnachtsspezies, die den alteingesessenen Fasnächtler noch mehr ins Stolpern bringt als die drei Flaschen Veltliner, die er zur Mittagspause gekippt hat. Jedes Jahr findet sie den Weg exakt hierher, vor diese ehemalige Bank, deren Betreiber zu blöd ist, sich Wachpersonen zuzulegen, oder zu gleichgültig. Hier ist das aufpasserlose Paradies für diese Spezies, die nichts lieber will, als betrunken Körperflüssigkeiten auszutauschen, hier, mitten auf der Strasse, vor aller Welt.

Was im Prinzip dem Geist der Fasnacht entspricht: Drei Tage Spiritus und Fleischeslust. Im Prinzip. Denn tatsächlich geht denen die Fasnacht hart an ihrem Cellulite-freien Arsch vorbei.

Es könnte ja auch irgendwie berührend sein hier, Fasnacht für die Aussenseiter, die Abnormalen. Die aufregende Kehrseite des ewigpfeifenden Konformistenbreis! Nur leider sind diese Aussenseiter keine Aussenseiter mit Subversions-Potenzial, sondern vulgäre, widerwärtige Halbstarke mit klassischem Teenie-Problem: zu viel Hormon, zu wenig Brain.

Immerhin trinken sie auch Veltliner. Mit Red Bull halt. Damit sie auch sicher gut durchhalten, bevor sie vom entnervten Polizisten aus der Kotzlache geschleift werden. Und zackig dem Cliquenbimbo aus dem Weg hüpfen können, der wutentbrannt seinen Vortraberstock schwingt.

Dann grummeln die Fasnächtler hinter ihren lustigen Larven, die sie in monatelanger Arbeit extra für diese drei Tage gemacht haben, diese «drey scheenste dääg», das man bitte so sagt und Larve auch und Röppli auch. Immer dasselbe Theater, diese junge Menschen, die nichts, absolut nichts begriffen haben, weder von der Fasnacht noch sonst von einem erwachsenen, vernünftigen Leben. Damit verunglimpfen sie unsere Fasnacht, diese schöne Tradition des geordneten Kontrollverlusts.

Was hier abgeht, das ist einfach zum Kotzen, ja genau so, danke fürs Untermalen. Und jetzt her mit dem Veltliner. Und dem anderen gleich auch noch und dieser Stock eignet sich ja hervorragend und zum Glück heisst das Motto «Mer spränge dr Raame», das reimt sich schön auf «kei Erbarme.» Zum Glück. Zum Glück ist Fasnacht. Danke. Sali zämme!

Naomi Gregoris
Journalistin und Fasnachtsbeizerin

Zum Kotzen

In einer der kleinsten Gassen Basels lauert eine Fasnachtsspezies, die den alteingesessenen Fasnächtler noch mehr ins Stolpern bringt als die drei Flaschen Veltliner, die er zur Mittagspause gekippt hat. Jedes Jahr findet sie den Weg exakt hierher, vor diese ehemalige Bank, deren Betreiber zu blöd ist, sich Wachpersonen zuzulegen, oder zu gleichgültig. Hier ist das aufpasserlose Paradies für diese Spezies, die nichts lieber will, als betrunken Körperflüssigkeiten auszutauschen, hier, mitten auf der Strasse, vor aller Welt.

Was im Prinzip dem Geist der Fasnacht entspricht: Drei Tage Spiritus und Fleischeslust. Im Prinzip. Denn tatsächlich geht denen die Fasnacht hart an ihrem Cellulite-freien Arsch vorbei.

Es könnte ja auch irgendwie berührend sein hier, Fasnacht für die Aussenseiter, die Abnormalen. Die aufregende Kehrseite des ewigpfeifenden Konformistenbreis! Nur leider sind diese Aussenseiter keine Aussenseiter mit Subversions-Potenzial, sondern vulgäre, widerwärtige Halbstarke mit klassischem Teenie-Problem: zu viel Hormon, zu wenig Brain.

Immerhin trinken sie auch Veltliner. Mit Red Bull halt. Damit sie auch sicher gut durchhalten, bevor sie vom entnervten Polizisten aus der Kotzlache geschleift werden. Und zackig dem Cliquenbimbo aus dem Weg hüpfen können, der wutentbrannt seinen Vortraberstock schwingt.

Dann grummeln die Fasnächtler hinter ihren lustigen Larven, die sie in monatelanger Arbeit extra für diese drei Tage gemacht haben, diese «drey scheenste dääg», das man bitte so sagt und Larve auch und Röppli auch. Immer dasselbe Theater, diese junge Menschen, die nichts, absolut nichts begriffen haben, weder von der Fasnacht noch sonst von einem erwachsenen, vernünftigen Leben. Damit verunglimpfen sie unsere Fasnacht, diese schöne Tradition des geordneten Kontrollverlusts.

Was hier abgeht, das ist einfach zum Kotzen, ja genau so, danke fürs Untermalen. Und jetzt her mit dem Veltliner. Und dem anderen gleich auch noch und dieser Stock eignet sich ja hervorragend und zum Glück heisst das Motto «Mer spränge dr Raame», das reimt sich schön auf «kei Erbarme.» Zum Glück. Zum Glück ist Fasnacht. Danke. Sali zämme!

Naomi Gregoris
Journalistin und Fasnachtsbeizerin

Und sie bewegt sich doch

So. Für dieses Jahr ist es gelaufen. Viel hab ich nicht mitgekriegt. Zu kurz ist die Zeit, die ich für die Fasnachtsberichterstattung zur Verfügung habe. Da bleibt nichts mehr für Fasnacht. Brauch ich auch nicht. Ich weiss ja, wie's läuft. Hab genug Fasnachten gesehen und gemacht. Hab noch die politischen 70er erlebt, die 80er und die 90er, die nochmals ein richtiger Höhepunkt waren. Hab auch den Abstieg gesehen und oft kommentiert: immer weniger Leute, immer weniger Nachwuchs, immer weniger Bewusstsein. Dafür immer mehr Stagnation, immer mehr Ritual und immer mehr besoffene junge Leute in Zivil.

Also bleib ich im Studio. Weit oben auf dem Bruderholz. Das Fenster offen, damit ich das Trommeln höre, das vielleicht auch das Rauschen der Heizung ist, und schreibe. Beschwöre die Anarchie. Die Kunst. Den Geist. Trete ein für «die Sache». Denke Dinge wie, als der noch mit der Pauke, als die noch mit dem Papstvers, als jener noch mit dem Negerli. Und Jeannot da und Jeannot dort. Das ganze Programm. Und mittendrin ich. In der Pose dessen, der weiss, wie's geht und das Ende sieht.

Ja. Es ist Pose. Und auch nicht neu. Jede Generation beharrt auf ihrem besseren Früher. Doch dieses Früher-war-alles-besser ist in Wirklichkeit ein Wehe-ihr-könnt auch-ohne-mich. Die Veränderung ist eine Abkehr vom Alten. Das stört den, der alt ist. Die Jungen nicht. Die stehen betrunken vor dem Schnabel und machen Fasnacht, wie es ihnen passt. Wen geht's was an?

Dann ist Frühling. Der letzte Bummelssonntag. Ich verlasse das Studio und bin in der Stadt. Ob's am Wetter liegt? Es pfeift und trommelt wie schon lange nicht mehr. Und junge Menschen spielen mir den Frust von der Seele. Bis ich nicht mehr meiner Meinung bin und denke, ja, sie lebt! Und nur drei Tage später die Bestätigung: Erdogan nennt uns Terroristen! Was können wir stolz sein!

Für dieses Jahr ist es gelaufen. Jetzt kann ich abtreten oder weitermachen. Es ist nicht wichtig. Sie lebt und kann sehr wohl auch ohne mich.

Michael Luisier
Literaturredaktor und Fasnachtsexperte

Und sie bewegt sich doch

So. Für dieses Jahr ist es gelaufen. Viel hab ich nicht mitgekriegt. Zu kurz ist die Zeit, die ich für die Fasnachtsberichterstattung zur Verfügung habe. Da bleibt nichts mehr für Fasnacht. Brauch ich auch nicht. Ich weiss ja, wie's läuft. Hab genug Fasnachten gesehen und gemacht. Hab noch die politischen 70er erlebt, die 80er und die 90er, die nochmals ein richtiger Höhepunkt waren. Hab auch den Abstieg gesehen und oft kommentiert: immer weniger Leute, immer weniger Nachwuchs, immer weniger Bewusstsein. Dafür immer mehr Stagnation, immer mehr Ritual und immer mehr besoffene junge Leute in Zivil.

Also bleib ich im Studio. Weit oben auf dem Bruderholz. Das Fenster offen, damit ich das Trommeln höre, das vielleicht auch das Rauschen der Heizung ist, und schreibe. Beschwöre die Anarchie. Die Kunst. Den Geist. Trete ein für «die Sache». Denke Dinge wie, als der noch mit der Pauke, als die noch mit dem Papstvers, als jener noch mit dem Negerli. Und Jeannot da und Jeannot dort. Das ganze Programm. Und mittendrin ich. In der Pose dessen, der weiss, wie's geht und das Ende sieht.

Ja. Es ist Pose. Und auch nicht neu. Jede Generation beharrt auf ihrem besseren Früher. Doch dieses Früher-war-alles-besser ist in Wirklichkeit ein Wehe-ihr-könnt auch-ohne-mich. Die Veränderung ist eine Abkehr vom Alten. Das stört den, der alt ist. Die Jungen nicht. Die stehen betrunken vor dem Schnabel und machen Fasnacht, wie es ihnen passt. Wen geht's was an?

Dann ist Frühling. Der letzte Bummelssonntag. Ich verlasse das Studio und bin in der Stadt. Ob's am Wetter liegt? Es pfeift und trommelt wie schon lange nicht mehr. Und junge Menschen spielen mir den Frust von der Seele. Bis ich nicht mehr meiner Meinung bin und denke, ja, sie lebt! Und nur drei Tage später die Bestätigung: Erdogan nennt uns Terroristen! Was können wir stolz sein!

Für dieses Jahr ist es gelaufen. Jetzt kann ich abtreten oder weitermachen. Es ist nicht wichtig. Sie lebt und kann sehr wohl auch ohne mich.

Michael Luisier
Literaturredaktor und Fasnachtsexperte

Und sie bewegt sich doch

So. Für dieses Jahr ist es gelaufen. Viel hab ich nicht mitgekriegt. Zu kurz ist die Zeit, die ich für die Fasnachtsberichterstattung zur Verfügung habe. Da bleibt nichts mehr für Fasnacht. Brauch ich auch nicht. Ich weiss ja, wie's läuft. Hab genug Fasnachten gesehen und gemacht. Hab noch die politischen 70er erlebt, die 80er und die 90er, die nochmals ein richtiger Höhepunkt waren. Hab auch den Abstieg gesehen und oft kommentiert: immer weniger Leute, immer weniger Nachwuchs, immer weniger Bewusstsein. Dafür immer mehr Stagnation, immer mehr Ritual und immer mehr besoffene junge Leute in Zivil.

Also bleib ich im Studio. Weit oben auf dem Bruderholz. Das Fenster offen, damit ich das Trommeln höre, das vielleicht auch das Rauschen der Heizung ist, und schreibe. Beschwöre die Anarchie. Die Kunst. Den Geist. Trete ein für «die Sache». Denke Dinge wie, als der noch mit der Pauke, als die noch mit dem Papstvers, als jener noch mit dem Negerli. Und Jeannot da und Jeannot dort. Das ganze Programm. Und mittendrin ich. In der Pose dessen, der weiss, wie's geht und das Ende sieht.

Ja. Es ist Pose. Und auch nicht neu. Jede Generation beharrt auf ihrem besseren Früher. Doch dieses Früher-war-alles-besser ist in Wirklichkeit ein Wehe-ihr-könnt auch-ohne-mich. Die Veränderung ist eine Abkehr vom Alten. Das stört den, der alt ist. Die Jungen nicht. Die stehen betrunken vor dem Schnabel und machen Fasnacht, wie es ihnen passt. Wen geht's was an?

Dann ist Frühling. Der letzte Bummelssonntag. Ich verlasse das Studio und bin in der Stadt. Ob's am Wetter liegt? Es pfeift und trommelt wie schon lange nicht mehr. Und junge Menschen spielen mir den Frust von der Seele. Bis ich nicht mehr meiner Meinung bin und denke, ja, sie lebt! Und nur drei Tage später die Bestätigung: Erdogan nennt uns Terroristen! Was können wir stolz sein!

Für dieses Jahr ist es gelaufen. Jetzt kann ich abtreten oder weitermachen. Es ist nicht wichtig. Sie lebt und kann sehr wohl auch ohne mich.

Michael Luisier
Literaturredaktor und Fasnachtsexperte